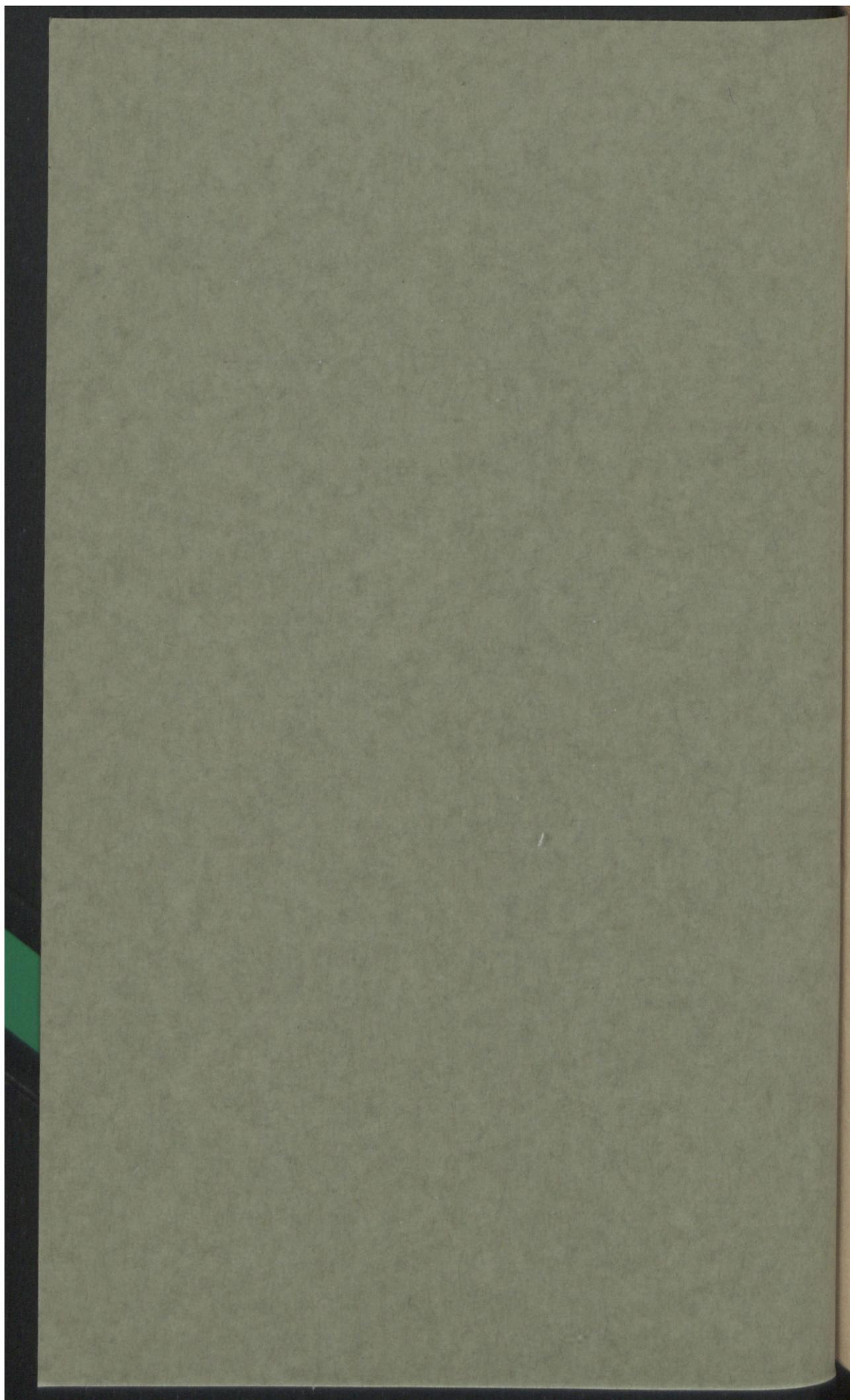


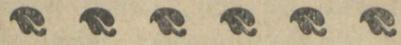
Miescher  
Heidentum  
in der  
Christenheit

AS  
10246



Heidentum 

in der

 Christenheit.

—  
Von

Pfarrer **E. Miescher**

in Basel.



AS 110246

2001/1300

—  
**Basel**

Missionsbuchhandlung

1903.

W-

## Heidentum in der Christenheit.

### 1. Modernes Heidentum.

Es ist keine Frage, daß es viele gibt, die Christen heißen und doch heidnisch leben, gerade wie es früher Juden gab, die heidnisch lebten, so daß der Apostel Paulus im Galaterbrief (2, 14) schreiben kann: „So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst und nicht jüdisch, warum zwingest du denn die Heiden, jüdisch zu leben?“

Oft genug müssen unsere Missionare darüber klagen, daß die christlichen Europäer in den Kolonien es ärger treiben wie die Heiden und sogar diesen durch ihren Wandel Anstoß geben. — Wenn daheim der christliche Anstand noch muß beobachtet werden, draußen fühlt man sich alles Zwanges ledig, wirft die Maske ab, und zeigt, daß man trotz christlichem Namen ein Heide, ja ein Heide in Potenz ist.

Aber wenn das praktische Heidentum immer seine Vertreter hatte, so ist das wohl eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, daß man auch theoretisch nicht mehr ein Christ sein will. Mit Pathos erklärt man es, daß man über das Christentum hinaus ist, jenseits desselben steht. Der Amerikaner echt amerikanisch! In Chicago versprach einer dem 50000 \$, der ihn noch von der Wahrheit des Christentums überzeugen könne. Die Engländerin, die ehemalige Pfarrfrau Miß Besant stand in London vor Tausenden mit der Uhr in der Hand und sagte: „Wenn es einen Gott gibt, so soll Er mich in fünf Minuten niederschlagen.“

Freilich dieselbe, die von dem einen Gott nichts hat wissen wollen, ist nachher, als Anhängerin der Theosophengesellschaft, in Indien mit dem Bekenntnis aufgetreten, daß sie an alle Hindu-götter glaube, wie auch an das Karma, d. h. das Gesetz, wonach die Taten einer früheren Existenz in diesem Leben nachwirken, und an den hohen Wert der Kaste — der Kaste, die von anderen als der Fluch Indiens ist bezeichnet worden. Miß Besant ist auch ein Beweis, wie nicht der Glaube, sondern der Unglaube zum Aberglauben führt. Mit Begeisterung rief sie den Hindu zu: „Bewahret eure Götter“. Und ihre Stimme ist nicht die einzige, die heute in diesem Sinne redet. Es gibt in unseren Tagen weite Kreise, die für das Heidentum eigentlich schwärmen. Man gewinnt den Eindruck, als ob es, nachdem man eine Zeitlang sich dem Materialismus und Atheismus in die Arme geworfen hatte, die Reaktion

des unbefriedigten und von einem unangenehmen Frösteln ergriffenen Gemüts sei. Es schrie nach Berücksichtigung. Es verlangte nach Erwärmung. Im christlichen Glauben wäre es in herrlichster Weise zu finden gewesen. Aber das hätte wie reuevolle Umkehr ausgesehen. Das war zu demütigend. Lieber noch klammerte man sich ans Heidentum. Das war doch ein kühner und genialer Gedanke, das Heidentum als den wahren Segen der Menschheit, als befreienden Fortschritt, als verheißungsvolles Morgenrot anzupreisen!

So viel wir bemerken können, schlug man, je nach der Geistesart, zweierlei Wege ein. Leute, die einen mehr romantischen Zug hatten, schwärmten für das Urdeutsche, für das poesievolle Heidentum der alten Germanen. Mehr philosophisch gerichtete Naturen wenden sich der Lehre Buddhas oder der Vedantaweisheit zu, die heute das gebildete Jungindien mit neuen Hoffnungen füllt, und welche die Erlösung in der durch völlige Bewußtlosigkeit zu erlangende Einheit der Seele mit der Weltseele zu finden meint. Ein von dem redefertigen amerikanischen Oberst Olcott bearbeiteter buddhistischer Katechismus, empfohlen von Sumangala, dem Hohenpriester von Sripada und Galle, fand in zehntausenden von Exemplaren reißenden Absatz. Der bekannte Professor Häckel, so wird in der Vorrede berichtet, habe bei seinem letzten Besuch auf der Insel Ceylon erklärt: der Buddhismus in seiner Lehre von dem ewigen Fortbestehen von Stoff und Kraft, sowie in anderen Einzelheiten, stimme ganz mit den letzten Resultaten der Wissenschaft. Um so eher durste man dem „Lichte Asiens“, das ein Edwin Arnold in „herrlichem Gedichte“ besang, sich hoffnungsvoll zuwenden. Ein anderer deutscher Professor, Professor Deußen in Kiel, der das Vedantaphytem im Lande seines Ursprungs studiert hat, rief zum Abschied seinen indischen Freunden zu: „Das Vedantaphytem in seiner unverfälschten Gestalt ist die stärkste Stütze der reinen Sittlichkeit, der mächtigste Trost in den Leiden des Lebens und des Todes“. (Dilger, Die Erlösung, pag. 4). Eine ganze Broschürenreihe über die Vedantaphilosophie von Swami Abhedananda erscheint gegenwärtig in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von E. A. Kernwart, und Johannes Fahrman hat es sich zur Aufgabe gemacht, „in einer Zeit, wo es für den Gelehrten eine Unmöglichkeit ist, ein guter Christ zu sein, die erhabenen Lehren der indischen Weisen in möglichst verständlicher Form klarzulegen und ihr den „achtfachen Pfad nach Nirwana“, der völligen Vernichtung jedes Daseinstriebes — das einzige Heil von allem Leiden — zu weisen.

Man schämt sich heute nicht, ein Heide zu heißen. Nein, man wirft sich in die Brust: Ich bin's und will's sein. Im

Sommer 1901 wurde die Probenummer einer in Berlin erscheinenden Wochenschrift, deren Mitarbeiter als erste Autoren bezeichnet wurden, mit dem das Programm deutlich verkündenden Titel: „Der Heide“ versandt. In einem Artikel der ersten Nummer, „Die Fußstapfen Christi“, lautet der Schluß: „Wann endlich, schrecklicher Wahn, wird die Zeit dich vernichten? Wann wird deine letzte Spur verwischt sein vom wieder heiteren Antlitz der Erde? Wann wird in einem reinen Glauben die Menschheit wieder sich einen, der Erde und dem Leben dienend, ungeschreckt von den graufigen Zeichen der gespenstischen Macht, die zwei Jahrtausende schon die Wahrheit gefälscht, das Schöne besudelt, das Leben befeindet?“

In der dritten Nummer wird erklärt, daß „wir Deutschen“, wenn das untergehende faulige Römerreich uns nicht mit dem Christentum beglückt hätte, neben einer „natürlichen Religion auch unsere viel höhere Sittlichkeit uns erhalten haben würden“. Daher müsse die Losung sein: „Los von Christo — und zurück zu den Idealen unseres deutschen Volkes“. Man füllt die Spalten mit Georg Herweghs „Heidenlied“:

Wie lebten doch die Heiden  
So herrlich und so froh,  
Das war ein Volk von Seiden  
Und wir ein Volk von Stroh.

Es wird allen Ernstes unter dem Namen, der freilich bei uns in Basel einen ganz anderen Klang hat, unter dem Namen „Freie Schule“ die Gründung einer „Heidenschule“ vorgeschlagen, die „hellenistischen Geist“ atmen solle.

Mit Jubel wird berichtet, daß auf der Höhe des Kapuzinerberges bei Salzburg zum ersten Mal wieder ein heidnischer Gottesdienst gehalten worden sei. Nur wird beklagt, daß man sich dabei noch nicht völlig von christlichen Vorstellungsweisen getrennt habe. (Nr. 6.)

Schon 1874 hatte der Sprecher der freien Gemeinde in Frankfurt den Vorschlag gemacht, die Anbetung der Sonne — des wahren Gottes für die Erde — einzuführen. („Allg. Schweizerzeitung“, 5. Nov. 1874.) So schwärmt auch „Der Heide“ für eine Sonnentaufer, wobei die Sonne angefleht wird:

„Laß deine goldnen Strahlen segnend gluten,  
O Herrin alles Lebens, auf dies Kind;  
So viele Tage ihm beschieden sind,  
Laß alle sonnenselig Licht durchfluten“.

Sonnenfrommheit, Sonnenweisheit, Sonnenliebe — Welch tönendes Erz und klingende Schelle! — möge sie dem Täufling spenden.

Im Mai 1902 nahm „Der Heide“ bereits seinen Abschied. Die Zeitläufe waren seinem Erscheinen noch nicht günstig genug gewesen. Die Gebildeten, so heißt's im Epilog, hatte „Der Heide“

aus ihrem Philisterdasein aufrütteln wollen, allein „die Fleischtöpfe Kanaans“ — so der Wortlaut — hatten sich als stärker erwiesen. Aber prophetisch verkündet der Schluß: „Der Heide wird seiner Zeit wieder da sein und mit seinen Freunden ein frohes Wiedersehen feiern.“

Die Erfüllung ist abzuwarten. Möglich ist sie ja schon. Wenn die Neigung, dem Heidentum zuzufallen, durch die ganze Geschichte des alttestamentlichen Volkes sich immer wieder geltend gemacht hat, trotz allen Wunderhülsen und allen Gerichten des lebendigen Gottes, so weist das darauf hin, was für ein starker Zug zum Heidnischen im Menschenherzen vorhanden sein muß. Auch ein Grillparzer meint, die heidnische Weltanschauung werde gelten, so lange die Welt stehe und es Menschen gebe. („Heide“ Nr. 7.)

Man zitiert oft und gern das schöne und gewiß eine tiefe Wahrheit enthaltende Wort des Kirchenvaters Tertullian: anima naturaliter christiana, die Seele ist von Natur christlich (Apolo-  
logie 17). Aber auch das andere kann man sagen: „Der natürliche Mensch ist und bleibt ein Heide, und wenn es der natürliche Mensch in einem christlichen Professor wäre“. Und wie wir, selbst nach erlebter Wiedergeburt, noch immer vom natürlichen Menschen gefährdet sind und mit ihm im Kampfe liegen, so sind wir noch immer vom Heidentum bedroht und müssen vor demselben auf der Hut sein.

Das ist der Grund, warum wir auch jetzt unternehmen, Spuren des Heidnischen nachzugehen, wie sie sich nicht nur in Schrift und Tat der Feinde Christi, sondern bis in die Frömmigkeit seiner Jünger und Bekenner hinein verfolgen lassen.

Um dafür das Auge zu bekommen, müssen wir uns über das Wesen des Heidentums vor allem Rechenschaft geben und können uns eine Aufzählung aller möglichen heidnischen Religionen und die Beschreibung ihrer Sitten, Kultusformen und religiösen Vorstellungen im einzelnen ersparen.

## 2. Wesen des Heidentums.

„Das Heidentum“, sagt Missionsinspektor Haccius in seiner lehrreichen Denkschrift über die von ihm vorgenommene Visitation des Hermannsburger Missionsgebietes in Südafrika „besteht nicht bloß in dem Priestertum, in religiösen Anschauungen und Gebräuchen, sondern der ganze Mensch ist von dem bösen Geist besessen und das ganze Leben wird davon beherrscht, innerlich und äußerlich, das öffentliche und das häusliche, das eheliche und das Familienleben, die Kinderzucht und das Verhältnis der Knechte, das Königtum und der Staat, die Arbeit in Haus und Feld, die Krankheiten und Leiden bis zum Sterben. Es gibt nichts, das davon ausgenommen wäre.“ (S. 192.)

Als einen bösen Geist bezeichnet der Missionsinspektor das Heidentum, und ich glaube: er hat recht. Der Ausgangspunkt ist nicht die falsche religiöse Vorstellung, sondern die verkehrte Gesinnung. Entschieden ist dies die Meinung des Apostels Paulus, der im Römerbrief (Kap. 1, 19 ff) auf die Entstehung des Heidentums hinweist.

Die moderne Religionswissenschaft betrachtet das Heidentum als eine notwendige Unterstufe, ohne die sich die höheren Religionsstufen nicht erklären ließen, als die Unterstufe, von der die Menschheit in natürlicher Entwicklung sich zu einer immer geistigeren Religion erhoben hat. Es ist ihr nicht eine Verirrung, am wenigsten eine Herzensverirrung, sondern ein Anfang der Erkenntnis, der nur fortschreiten muß, um bei der Wahrheit des Christentums anzulangen. — Im Rahmen unseres Vortrags ist es nicht möglich, im einzelnen diese Anschauung an den geschichtlichen Tatsachen zu messen. Denn diese, nicht konstruierte Systeme, werden in der Frage zuletzt den Ausschlag geben müssen. Wir können nur sagen, daß nach dem wohl einstimmigen Urteil aller Missionsleute, die doch z. T. das Tatsachenmaterial in hervorragender Weise kennen, die Ansicht der modernen Religionswissenschaft sich nicht halten läßt.

Religionen, welche aus uralter Zeit schriftliche Denkmäler, heil. Bücher besitzen, können wir eben an Hand dieser in Beziehung auf ihre Entwicklung kontrollieren. Und Warneck, der im stande ist, das Urteil der Missionare zusammenzufassen, erklärt, daß jede derartige Volksreligion sich als eine im Verlauf der Jahrhunderte in Verfall geratene, herabgefunkene erweise. Wo die schriftlichen Denkmäler fehlen, die als Maßstab dienen können, so finden sich in der Sprache solche Denkmäler, in den Sagen, den Sprichwörtern, den Redensarten. Schon Tertullian macht darauf aufmerksam, daß das heidnische Volk bei Gemütsbewegungen sich nicht zu den Göttern wende, sondern sich solcher Ausdrücke bediene wie: „Bei Gott! So wahr Gott lebt! Soll mir Gott helfen“, und daß es seinen Blick dabei nicht nach dem Kapitol, sondern nach dem Himmel richte. Und so haben auch die Sprachforscher unter unseren Missionaren je und je darauf hingewiesen, z. B. im Blick auf die Neger, daß die Sprichwörter eine reinere Gotterkenntnis verraten, als sie in der gegenwärtigen Religionsübung zu Tage trete. Während diese nur mit den Fetischen sich befaße, trete in den sprichwörtlichen Redewendungen Gott, der eine Gott, hervor. Und auch ihre Sagen, wie sie von den Missionaren gesammelt und mitgeteilt werden, enthalten wie die deutliche Erinnerung, daß die Menschen in einer früheren Zeit in engerem Verhältnis zu Gott gestanden seien. „Ueberall“, so sagt auch Missionsinspektor Haccius, „geht es abwärts mit den heidnischen Völkern“.

Kurz, wir haben alle Ursache, einstweilen noch die Ansicht des Apostels festzuhalten, daß das Heidentum nicht der Anfang, sondern der Abfall sei.

### 3. Der erste Schritt zum Heidentum.

Nach dem Apostel ist der Ausgangspunkt des Heidentums Undank gegen den bis dahin erkannten Gott. Die Menschen haben die ihnen geschenkte Offenbarung des unsichtbaren Gottes, die ihnen in den Werken der Schöpfung zugänglich gewesen und sie seine ewige Kraft und Gottheit deutlich erkennen ließ, nicht mehr geschätzt und so den lebendigen, überweltlichen und doch nahen Gott verloren. Undank hat aber seine Wurzel immer in der Selbstsucht. Und so begreifen wir auch Missionar Good, den Pionier im südlichen Kamerun, wenn er nach seiner Erfahrung spricht: „Das Grundgesetz des Heidentums ist Selbstsucht.“ (Richter: Vom großen Missionsfeld, S. 156.) Die Frucht steht vor Augen; ihr muß die Wurzel entsprechen.

Um so eher muß uns des Apostels Erklärung einleuchten, als auch heute die kindliche Frömmigkeit, wo sie verloren geht, wohl durchaus auf dem gleichen Wege verloren geht.

Wie geht es zu? Das eigene Selbst tritt hervor. So wird das Abhängigkeitsgefühl nicht mehr empfunden. Was man früher als Geschenk erkannte, Wohlsein und Leben, nimmt man als selbstverständlich hin. Das Danken hört auf. Damit tritt Gott ferne, und jetzt erst bekommen Zweifel Raum und Macht.

Wir sehen, so oft solches vorkommt, wiederholt sich darin die Entstehungsgeschichte des Heidentums. Der lebendige, nahe Gott geht verloren dadurch, daß man, sich selbst fühlend, Ihn nicht zu brauchen meint, Ihn nicht mehr als den Geber alles Guten mit Danken anerkennt. Viele, die freilich noch Christen heißen, sind schon auf diesem Wege Heiden geworden. Das heißt: sie haben den lebendigen nahen Gott verloren. Möglich, daß sie es lange gar nicht merken. Kommt aber die Versuchung und Not, so wird es ihnen bewußt werden. Denn nun haben sie keinen Halt.

### 4. Naturvergötterung und Naturdienst.

Nun ist aber das Verlieren des lebendigen, überweltlichen und doch nahen Gottes nur der erste Schritt des heidnischen Abfalls. Das religiöse Bedürfnis blieb bestehen, denn die Anlage zur Religion gehört zum unverlierbaren Wesen der Menschennatur. Wie für den Fisch das Wasser, so ist für den Menschen die Religion das Element, das er zum Leben haben

muß. Der Mensch mußte seinem religiösen Bedürfnis zu genügen suchen. Aber es war, wie der Apostel ausführt, „sein Dichten eitel geworden und sein Herz verfinstert“. Er fand den Weg nicht mehr zu Dem, den er verloren hatte. Und das ist begreiflich, eben weil die Selbstsucht der tiefste Grund seiner Gottentfremdung, seines Abfalls gewesen ist. Diese Selbstsucht, die kein demütig Eingestehen und Umkehren zuläßt, hindert ihn, den verlorenen Gott wieder zu gewinnen, wie sie den Sohn im Gleichnis gehindert hat, den verlorenen Vater aufs neue zu gewinnen. Es war ja Narrheit des verlorenen Sohnes, sich an den fremden Bürger zu hängen. Aber konnte er anders, so wie es innerlich mit ihm stand? Er, der sich für so viel geschiedter gehalten als den Vater, brachte es ja noch nicht über sich, diese Rolle aufzugeben. So sind, wie der Apostel sagt, die Menschen, „die sich für weise hielten, zu Narren geworden“. „Sie haben die Wahrheit Gottes verwandelt in die Lüge und haben geehrt und gedient dem Geschöpfe mehr denn dem Schöpfer.“ Sie haben sich ans Geschaffene gehängt. Von Verlust ging es nun zu Verlust. Hatte der Mensch, durch seine Selbstsucht gereizt, sich vom lebendigen Gott abgewandt, so verlor der Geist in ihm die Oberhand und die niedrige Seite seiner Natur, das Sinnliche, gewann Macht und drang verwirrend und verdunkelnd in seine Vernunft ein und ins Gewissen, die Organe, durch die ihm möglich war, Gott zu erkennen. Alle seine Vorstellungen zog's nun hinab ins Sinnliche. „Er konnte die Idee Gottes nicht mehr in ihrer reinen Geistigkeit festhalten, sondern Gott, dessen Gedanken er allerdings nicht ganz in sich austilgen konnte, ward ihm zum sinnlichen Gegenstand.“ (Weinhart in Becker und Welte, Kirchenlex.)

Und die weitere Folge war, daß er auch die Einheit Gottes nicht mehr festzuhalten vermochte, denn herabgezogen in die sichtbare, endliche Welt, begegnete er nicht mehr dem Einen, sondern dem Vielen, dem Geteilten, den Gegensätzen, den sich widerstrebenden Kräften. Und so trat an die Stelle des Monotheismus der Polytheismus, an die Stelle der Verehrung des einen Gottes die Vielgötterei!

Sie haben zum strahlenden Licht und zur schreckhaften Finsternis, zur wärmenden und glühenden Sonne wie zum kalten, stechenden Mond, zur zeugenden, die Erde erneuernden Kraft, wie zur Macht, die alles wellen und verzehren macht, zum zerstörenden Prinzip, sie haben zum Himmel, der mit Blitz und Donner sie ängstigte, die Hände erhoben und gesagt: „Du bist Gott“. Sie haben zum tobenden Meer es gesagt und zum feuerspeienden Vulkan. Sie haben es getan gegenüber jeder Naturerscheinung, wie sie auch

heißen möge. Sie haben auch zum Menschen, sie haben zum Repräsentanten der Herrschermacht auf dem Thron, zum Geist des Verstorbenen, dessen Helden- oder Greuelthaten über seinen Tod hinaus nachwirkten, Dank hervorriefen oder Gruseln erregten, sie haben zu jedem Ding, das die Ursache einer sie frappierenden Wirkung war, mit Scheu als zu einem Göttlichen emporgeblickt. Sie haben zum Fels, der in der Sonne erglänzte, zum rauschenden Baum, zur gurgelnden Quelle, zum Eisenstück, das seinen stolpernden Träger erschlug, zum Meteor, der sich tief in die Erde gebohrt, zur Schlange, deren Biß den Leib schwellen machte, gesagt: „Da ist Gott“. Ja, wer kann ein Ding nennen, zu dem sie es nicht gesagt hätten? Da herrscht unendliche Mannigfaltigkeit je nach der Geistesart, dem Bildungsstand, den Lebensbedingungen der Völker.

Ob der naive Sinn der sogenannten Naturvölker in den ringsum wirkenden Kräften geister- und gespensterhafte Wesen mitterte oder ein mehr spekulativ gerichtetes Denken die göttlich empfundenen Naturmächte nach Prinzipien ordnete, ja im Pantheismus, wo Gott einfach in allem ist, in der wachsenden Pflanze, in der holzspaltenden Art und selbst in der Sünde, — eine scheinbare Einheit fand, und wiederum, ob man die als göttlich gedachten Naturkräfte sich als Personen vorstellte, personifizierte, den Zusammenhang derselben, das Wirken derselben auf einander, in dichterischer Phantasie nach Art der menschlichen Verhältnisse sich anschaulich machte und so eine umfassende Mythologie entwickelte, es war und blieb doch überall Naturvergötterung, Naturdienst.

Findet sich, so fragen wir, dieses Charakteristikum des Heidnischen nicht in manchen Spuren im Denken und Wesen auch derer, die Christen sind? Es gibt einen Naturgenuß und auch — denn es ist nur ein Naturgenuß höherer Art — einen Kunstgenuß, wobei es nur beim sinnlichen Genießen bleibt. Der wohlthätig berührte, ästhetisch entzückte, bewundernde, freudig gehobene Geist dringt nicht hindurch zur Empfindung und inneren Anbetung des in solcher Natur- und Kunstschönheit sich offenbarenden Göttlichen. Ist das nicht ein Ansatz wenigstens zum heidnischen Naturkult? ein Stehenbleiben auf halbem Weg, veranlaßt durch die Mächtigkeit des sich selbst suchenden und von der Sinnlichkeit beherrschten Wesens? Wir haben alle den Eindruck, daß Jesus sicherlich niemals so auf halbem Wege stehen geblieben ist. Wer wirklich lebt im lebendigen Gott, wem dieser Gott, in dem wir leben, wehen und sind, allezeit nahe ist, der wird es niemals tun können. Es gibt Geister, die alle Schönheit und Herrlichkeit, die ihnen begegnet, alsbald in Beziehung setzt zum Ewigen. Sie schauen hinter allem des Ewigen Antlitz. In der Lieblichkeit wie der Gewalt der Töne hören sie den Klang

seiner Stimme. Im größten wie im kleinsten merken sie seine Hand. Eine Glücksempfindung geht durch ihre Seele — sofort fühlen sie den Pulschlag des göttlichen Herzens.

Aber nicht alle Geister sind religiös kräftig genug um so hindurchzudringen. Eine gewisse Trägheit, die aus der Sinnlichkeit und Selbstsucht stammt, haftet ihnen an. Und hingerissen von einem empfangenen Eindruck, sind sie wahrlich nicht weit von Natur- und Kunstanebetung. Sie sehen auf das Sichtbare, nicht auf das Unsichtbare. Das Schöne ist ihr Leben, nicht der, der das Schöne geschaffen hat. „Die ganze Sichtbarkeit ist nur die Uebersetzung aus einem unsichtbaren Urtexte“, hat einer gesagt. Dieser Urtext eben ist ihnen verborgen.

Und begegnen uns in der Christenheit nicht auch Ansätze genug zu heidnischer Menschenvergötterung und =verhimmelung. Von Napoleon I. sagten einst die Franzosen: „Er weiß alles, er will alles, er kann alles“ (Treitschke, d. Gesch. I, p. 241). Und die Kunst, die sich dazu hergab, des großen Kaisers Apotheose zu malen, hat nur das Bild gemalt, das in Tausenden und Tausenden von Herzen gelebt hat. Das Apotheosieren hätte dem Menschengeschlecht in dem Sturz des Uebermenschen für immer vergehen können. Aber dieser Zug des menschlichen Herzens stirbt nicht aus. Der Heroenkult ist in unsrer Zeit noch verbreitet genug. Ein Verkennen Gottes, seine Verunglimpfung begreift, erträgt man, aber das Verkennen, die Kritik des Geistesheros, des Politikers, des Künstlers, des Dichters und Schriftstellers, für den man schwärmt, erträgt man einfach nicht. Wehe dem, der es wagt, nicht etwa den eigenen, sondern den Maßstab Christi an die gefeierte Persönlichkeit anzulegen! Es gibt eine Ahnenverehrung nicht nur unter Fürsten, sondern auch unter ungekrönten Christenmenschen, wo die Verstorbenen einen Nimbus erhalten, den sie niemals verdient und den man ihnen bei Lebzeiten nie gegönnt hätte, einen um so strahlenderen, je länger sie schon verstorben sind. Das Bedenklichste aber ist noch die Selbstvergötterung. „Lady Dedlok“, so heißt's in einem der Dickens'schen Romane, „hält sich für ein unergründliches Wesen, das weit über der Beurteilung gewöhnlicher sterblicher Menschen steht. Und Sir Leicester Dedlok huldigt der Ansicht, daß die Welt nicht ohne Dedloks bestehen könne“. Diese Dedloks haben durch die ganze christliche Welt hindurch eine weite Verwandtschaft, wenn nicht dem Fleische, so doch dem Geiste nach. — Kurz, wer ein Christ ist, sehe wohl zu, ob nicht der Heide in seinem Herzen und Leben wenigstens zur Miete ist. Wird der geduldet, so wird er zuletzt noch der Hausbesitzer werden. Das kommt ja zuweilen vor, daß Mieter und Hausbesitzer die Rollen tauschen.

### 5. Bilder- und Götzendienst.

Es gehört nun aber zur weiteren Entwicklung des Heidentums, daß es zum Bilderdienst herabsinken mußte. Wo der Sinn für das Unsichtbare verschwunden ist, wo man die Kreatur verehrt, da empfindet man alsbald einen Mangel. Verehre das Licht, die Sonne, so kommen Zeiten, wo diese verborgen sind. Mache die schöpferische Naturkraft zu deinem Gott, auf einmal zieht sie sich zurück und bleibt wie hinter einem Vorhang. Die Wirkung des Gegenstandes, die dir das in ihm vorhandene Göttliche geoffenbart hat, hört auf. Das Bild des vergötterten Menschen in deiner Erinnerung erbleicht. So verlangt man nach dem Gleichnis, nach dem Symbol, dem Bildnis, nach etwas, das man immer vor Augen, in der Nähe behalten kann.

Solche Symbole, Zeichen boten sich leicht dar, z. B. in Tieren. Was ist stärker als der Stier? So ist er das entsprechende Symbol, die göttliche Macht zu vergegenwärtigen. Er kann auch das Symbol sein der zeugenden Kraft. Das ist nur ein Beispiel, zu zeigen, wie der Heide zur Wahl seiner Symbole geführt worden ist. Alles mögliche Getier, Steine, Pflanzen konnten durch irgend eine Beziehung, die sich herausfinden ließ, dazu dienen. Natürlich auch die Menschengestalt, zumal da, wo die Götter personifiziert wurden. Und hatte man einmal angefangen, nicht nur zu nehmen, was in der Natur vorhanden war, sondern das Symbol und Bild nach dem in der Natur vorhandenen Muster abzubilden, einen Stier in Erz zu gießen, die Menschengestalt zu schnitzen oder in Stein zu hauen, was hinderte daran, im Bild auch abzuweichen von der Natur und es nach der eigenen Phantasie auszugestalten? So entstanden die schauerlichen Fetischfiguren und die ungeheuerlichen Fratzen der indischen Götterbilder. Und nun war es nur ein Schritt, so war man beim eigentlichen Götzendienst angelangt, dahin, daß man die Bilder für die dargestellten oder repräsentierten Götter selber nahm. Den Bildern selbst schrieb man die göttliche Kraft zu.

Ist das nicht ein Vorgang, der sich in der katholischen Bilder- verehrung aufs genaueste wiederholt hat? Wäre es nicht so, so könnte nicht das eine Marienbild als wundertätiger gelten als das andere. Die Reformation hat nicht umsonst mit den Bildern aufgeräumt.

Der heidnische Bilder- und Götzendienst oder, um den paulinischen Ausdruck zu gebrauchen: „Die Verwandlung der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Tiere“, hat drei in ihren Wirkungen so überaus traurige Folgen.

Einmal die, daß man über der einen zur Darstellung gebrachten Eigenschaft die Kenntniss der anderen göttlichen Eigenschaften notwendig verlieren mußte. Zum zweiten die: daß man das Wesen und Denken und Tun der Kreatur auf die Gottheit selbst übertrug. Zum dritten: daß man als der, der mit seiner Hände Werk, seiner Kunst den Gott gemacht hat, diesen Gott in gewissem Sinn auch von sich abhängig fühlt.

Es ist echt heidnisch, Gott eine unersättliche Gier, Rachsucht, Neid, oder doch Harthörigkeit, ein Uebersehen und Vergessen — wir kennen den Seufzer der Baalspriester: „Er schläft vielleicht oder ist über Feld gegangen“ — anzudichten. Es ist echt heidnisch, Gott die vermeintlich erfahrene Ungnade einzutränken, ihn darum zu züchtigen oder gar wegzuworfen. Einem indischen Vater starben trotz allen Opfern drei Kinder nacheinander an der Cholera. Da geht er hin und schlägt das Bild der Göttin in Stücke. Es ist echt heidnisch, den Göttern ein X für ein U vorzumachen. Der Allisire geht nicht weiter, wenn er einer Schlange begegnet, denn es ist ein Unglückstag. Wer weiter ginge, den würden die Götter töten. Aber umkehren, tun als ob man schlafe, dann aufstehen und sagen: „So, nun ist es ein anderer Tag“, und dann doch denselben Weg einschlagen, das verstößt nicht gegen die Frömmigkeit.

Wir erkennen nach diesen Bemerkungen und Beispielen sofort, wie oft unsere Gedanken auf heidnischen Wegen sind. In Stein und Holz und Erz machen wir uns keine Bilder, aber in unseren Gedanken. Wir bleiben nicht bei Gott, wie Er sich uns offenbart hat, sondern machen Abzüge, verlieren ganze Seiten seines Wesens aus unserem Bewußtsein. Wir machen uns, mit oder ohne Philosophie, unseren Gott zurecht, wie Er uns paßt, tragen von unserem Eigenen hinein, daß das Wort zutrifft: „So wie der Mensch, so ist sein Gott, drum ward auch Gott so oft zum Spott“. Und nun ist all das weitere heidnische Denken und Tun möglich. Was traut man nicht manchmal seinem Gott alles zu? Was für eine unerbittliche Härte, was für ein mißgünstiges Wesen, was für eine Ohnmacht, was für eine Gedankenlosigkeit? Die Klage: „Der Herr hat mich vergessen und verlassen“, ist doch häufig genug? Und wiederum, was erlaubt man sich nicht alles gegenüber seinem Gott! Der Bauersmann ist mir noch in Erinnerung, der am Sterbebett seiner Frau die Faust machte und ausrief: „Dir, Herrgott, komm' ich meiner Lebtag nicht mehr in die Kirche!“ Und was ist Heuchelei anders als ein Versuch, die Menschen, aber oft nicht nur die Menschen, sondern, echt heidnisch, auch Gott zu überlisten?

## 6. Der eigentliche Beweggrund des heidnischen Gottesdienstes.

Das heidnische Wesen hat noch so manche Seiten, die nicht selten in unserem Verhalten wieder zum Vorschein kommen. Nur kurz können wir noch etliche Züge hervorheben. Was ist eigentlich der Beweggrund in allem heidnischen Gottesdienst, mit seinen Anrufungen, seinen Zeremonien, seinen Gelübden, seinen Opfern? Der tiefste Grund ist nicht Ehrfurcht, Liebe, Hingabe, sondern die Furcht vor der göttlichen Macht, gegen die man sich schützen, von deren Ansprüchen man sich loskaufen will. Es ist ein selbstsüchtiges Hülfesuchen gegen Bezahlung; gegen Vorausbezahlung oder gegen das in Gelübdeform ausgesprochene Versprechen nachheriger Bezahlung. „Bis jetzt“, so hieß es im Gespräch eines Hinduweibes mit ihren Bhuten — unser Evangelist Micha (Halbjahr. 3. Jan. 1902) erzählt davon — „Bis jetzt haben wir dir und anderen Bhuten und Göttern gegeben und gegeben bis zum Ueberfluß, Bananen, so viel als Taupfen fallen, und Hühner. Wenn diesmal mein Sohn nicht gesund wird, werden wir in Zukunft auch nicht eine Frucht mehr opfern“. Man bringt Opfer, um reiche Ernten zu erzielen, um Glück im Fischfang oder Handel zu erhalten, um ein Kind zu bekommen u. c. Ja selbst bei den indischen Weisen und Büßern ist die Hauptfrage nicht: „Wie werde ich frei von Sünden? sondern wie komme ich heraus aus diesem qualvollen Kreislauf der Seelenwanderung?“ (Palmzw. a. d. ostind. Missionsfeld. Indische Büßer pag. 11), Es ist ein knechtischer, nicht der Kindesgeist.

Gewiß hat der wahre christliche Gottesdienst einen anderen Quell. Seine Quelle ist kindliche Dankbarkeit gegen Gott, Freude an Gott, das Verlangen nach Gemeinschaft mit Ihm. Ihm dienen möchte man, für Ihn und sein Reich brauchbar und darum eben los werden von der Sünde. Das selbstsüchtige Ich ist durchgestrichen. Gewiß, man bittet auch, bittet um das tägliche Brot, um Vorübergehen des Leidenskelches, aber man fügt hinzu: „Doch nicht mein sondern Dein Wille geschehe.“ Man stellt keine Bedingungen und macht keine Vorbehalte. Man ist bereit, sich in Gottes Weg zu schicken und zu nehmen, was und wie Gott gibt.

Schön — aber ist das wirklich aller Christen Gottesdienst? Ist nicht noch mancher Gottesdienst von selbstsüchtigen Erwartungen getragen, wie beim Heiden, und der Assaphzweifel noch je und je vorhanden, der daher kommt, daß man rechnet: „Ich bin doch so und so fromm gewesen und was ist nun mein Lohn?“ und mancher Seufzer, der wohl verrät: „Ich möchte vom Leiden, ich

möchte von den drückenden Folgen der Sünde los“, aber nicht: „ich möchte ganz und voll Gottes Eigentum und Ihm ein bräuchlich Werkzeug sein?“ Wahrlich auch da muß der Heide noch völliger überwunden werden.

### 7. Heidnische Furcht.

Die Heiden, das tritt uns ferner entgegen, sind Knechte der Furcht, vor allem der Todesfurcht ihr Leben lang. „Das arme Volk“, so heißt es z. B., „muß in beständiger Angst leben vor den Geistern und Dämonen, die überall in den Bäumen und Felstüften hausen und dem Menschen Verderben drohen“ (Grundemann, Kiedel, p. 92). — Als ein Missionar in Usambara vom Tod sprach, fiel ihm einer ins Wort: „Ach sage uns doch dieses böse Wort nicht mehr. Wenn du so zu uns redest, heißt es uns da drinnen“. (Palmzw. 15. Heidennacht und Christentrost im letzten Stündlein).

Und zur Furcht vor den Geistern und zur Furcht vor dem Tode ohne lebendige Hoffnung, kommt die Furcht vor dem Zauberer, dem Menschen, dem man über die Götter und Geister eine Macht zutraut, als ob er deren Fluch und Verderben ab- oder zuwenden könne. Das Christentum macht frei von dieser heidnischen Angst, denn Furcht ist nicht in der Liebe. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Aber wenn nur bei uns allen diese Liebe so völlig wäre! Es gibt genug Christen, deren Leben noch recht den Stempel der Furcht trägt, der abergläubischen, echt heidnischen Furcht vor allerlei Vorzeichen und Zauberkräften, der Furcht vor dem bösen Blick, vor der Zahl 13, vor dem Schrei des Kauzes, dem Totenührlein, vor spuckenden Geistern. Es wäre da viel zu berichten, aber wir begnügen uns darauf hinzudeuten, in der Meinung, daß ein lebendiges Christentum sich in der Regel von solchem Aberglauben frei halten wird. Aber auch, wo dies der Fall ist, wie viel heidnisch-sorgende Furcht vor der Zukunft ist noch da, wie viel Todesfurcht, daß man jedem Gedanken an das Ende ausweicht und das Reden davon verpönt!

Mit der Furcht des Heiden hängt es zusammen, daß er sich wahr sagen, daß er durch den Wahrsager, wie einst schon Saul in seiner glaubenslosen Zeit, auch die Toten befragen und ihren Geist heraufbeschwören läßt. Wir haben solche, die wirklich Christen sein wollten, getroffen, die doch, von irgend einer Angst gepeinigt, oder zu trägen Geistes, um auf dem rechten Wege den Willen Gottes zu ergründen, sich wahr sagen ließen oder durch abergläubische Hantierung auf die Frage: „was soll ich tun?“ die Antwort suchten. Und der weitverbreitete Spiritismus ist, so fromm er oft tut, durchaus nichts anderes als heidnisches Wesen.

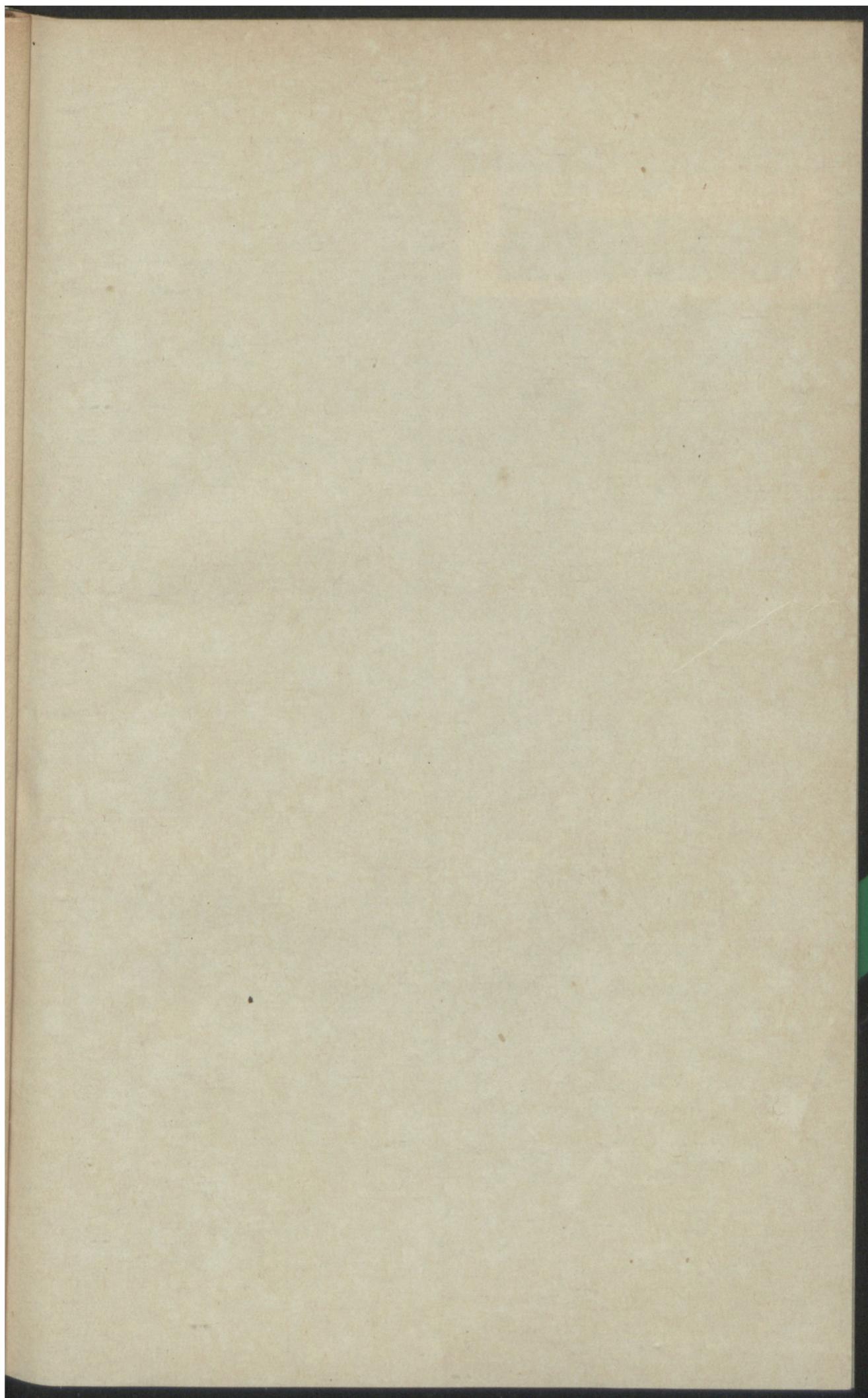
### 8. Heidnische Erlösung.

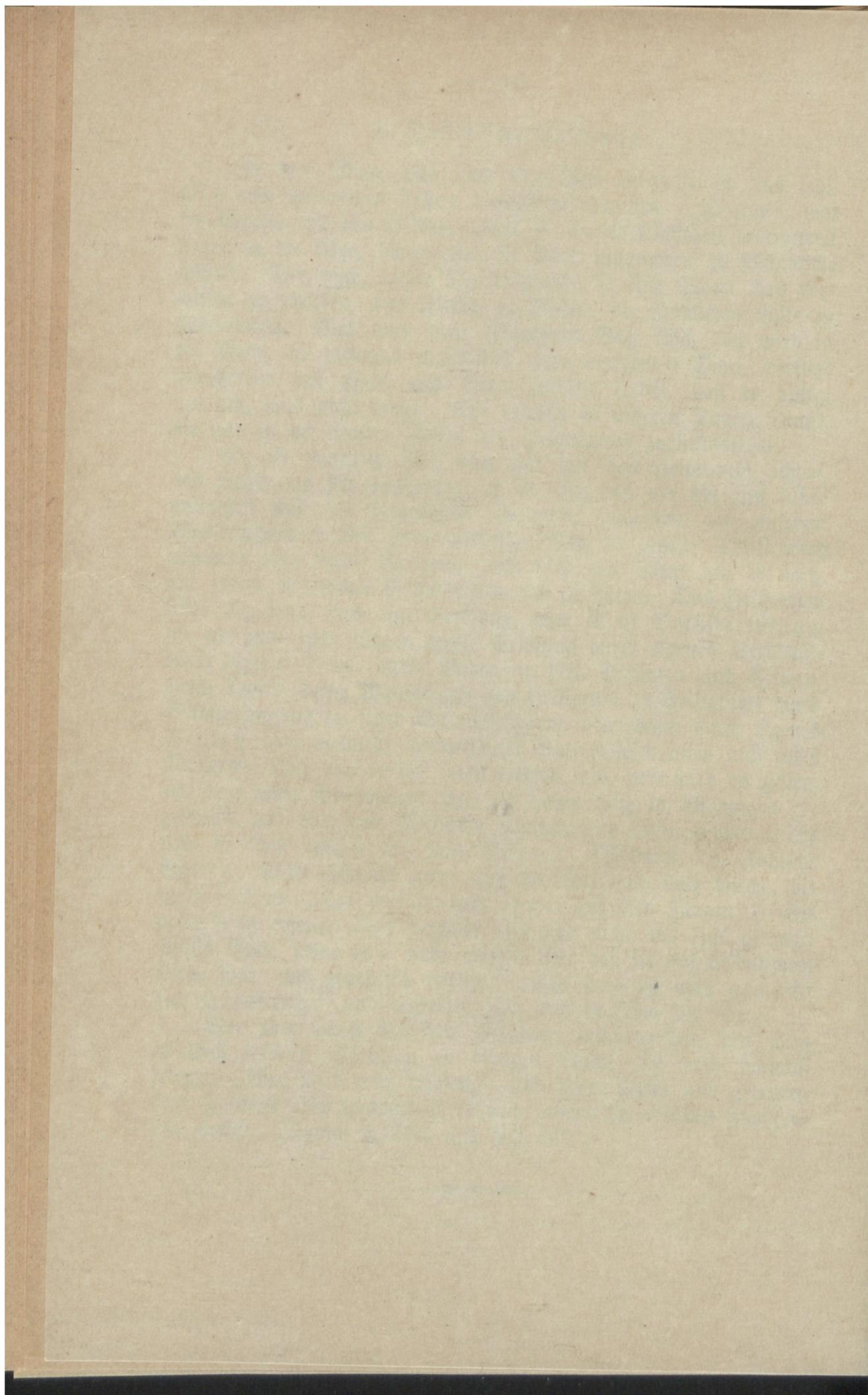
In dem Maße aber, als heidnischer Glaube in uns lebt, wird auch heidnisches Leben daraus hervorgehen. „Darum“, sagt der Apostel von den Heiden, „weil sie Gottes Wahrheit verwandelt haben in die Lüge, darum hat sie Gott hingegeben in schändliche Lüfte“. Der echte, rechte Christenglaube ist eine Macht, das Gewissen zu schärfen, das Fleisch zu zügeln, die sündlichen Lüfte zu überwinden. Wer aber vom lebendigen Gott läßt, lau wird in der Liebe, der bekommt unmerklich einen verkehrten Sinn, verliert zunehmend den Halt, das klare, sittliche Urteil, daß er billigt und tut, was nicht taugt. Wir erleben in unseren Tagen Dinge, die uns in die ärgsten Zeiten des Heidentums zurückversetzen.

Es ist wahrlich Zeit, daß wir auf das Heidentum achten, das unter uns sich ausbreitet; es ist Zeit, daß wir bei uns selber anfangen und den heidnischen Sauerteig ausfegen, der unserem Christenglauben seine Kraft nimmt. Aber ein ganzer Christ wird niemand ohne durch Erlösung, und hier vor allem gilt es noch, vor einem heidnischen Grundirrtum sich zu hüten. Das Heidentum sucht und kennt auch eine Erlösung, aber es ist Selbsterlösung, die nie zum Ziel führen kann, Erlösung durch eigenes Verdienst, durch eigenes Tun, durch Baden in heil. Strömen und Teichen, durch Opfer, durch Wallfahrten von Heiligtum zu Heiligtum, durch Selbstpeinigung in jeder Art und Form, oder dann durch eigenes Denken oder vielmehr gewaltsames Unterdrücken allen und jeden Denkens. Aber wer so sich selbst erlösen will, dem wird es gehen, wie dem alten Brahmanen, der sein Leben lang in Büssungen zugebracht, und doch dem Missionar Chamberlain sagen mußte: „Die Last ist noch immer auf dem Herzen.“ (Palmzw. 16. Indische Büsser). Sind vielleicht unter uns Christen auch noch welche, die sagen müssen: „Die Last ist noch immer auf dem Herzen“? Sie haben's in eigener Kraft versucht und sind nicht ans Ziel gelangt. Will's Gott, sehen sie's noch einmal ein, daß sie auf heidnischem Wege sind, und glauben's endlich: „Christus ist uns gemacht zur Erlösung“, und ergreifen Ihn und in Ihm den Sieg.

Wer aber durch Christum Erlösung erfahren hat, den wird es auch treiben, Christum zu bringen denen, die noch umsonst fragen: „Wer wird mich erlösen?“ und deren Nacht und grenzenloser Jammer zum Himmel schreit und flehend der erlösten Christenheit zuruft: „Komm herüber und hilf uns“.







OKR STUTTGART

Stg117

084 801 8



